

Offizier-Sein 1955

Karl Majcen

Vorbemerkung



Ich nehme an diesem Seminar mit Freude als einer teil, der gewissermaßen Grenzen überschreitet; sowohl, was das Alter betrifft, als auch – und in dem Fall ist es nur eine kleine Grenze –, was die Konfessionszugehörigkeit betrifft: denn seit meiner frühesten Jugend durfte ich in

der täglichen Praxis im In- und im Ausland erleben, dass die Ökumene auf der Ebene des praktischen Handelns klaglos funktioniert; vielleicht auch deswegen – und damit stelle ich bereits einen Bezug zum Thema her –, weil man von gewissen Wertvorstellungen geleitet wird.

Die Frage der Werte ist heute auf allen Ebenen im Gang; erinnern wir uns nur ein paar Jahre zurück, wo Österreich geprüft wurde, ob es den Wertekatalog der EU erfüllt. Heute erleben wir ähnliches anlässlich der Aufnahme der Beitrittsverhandlungen mit Kroatien; Carla del Ponte, die Chefanklägerin des UNO-Kriegsverbrechertribunals in Den Haag, wirft der Regierung in Zagreb vor, nicht genügend zu unternehmen, um den kroatischen General Ante Gotovina festzunehmen und auszuliefern. Das genügt, um den Start der Verhandlungen zu unterbrechen. Wer entscheidet also darüber, welche Werte mit welcher Ge-

wichtigkeit gelten? Damit will ich nicht auf eine Nebenfront ablenken, sondern nur darauf hinweisen, dass es einen Wertewandel in Abhängigkeit von politischen Zielen und Zwecken geben kann. Ein Gedankenanstoß zum Wertebegriff des Offiziers.

Eine weitere Grenze dürfte ich überschreiten, wenn ich der Versuchung nicht werde widerstehen können aus meiner Beschreibung des Offizier-Seins 1955 Ableitungen für heute und morgen einzufügen. Dazu sei gleich ein Komplex angeschnitten:

Politisches und militärisches Führen

Zu jeder Zeit und in allen Streitkräften zählt zu den primären Aufgaben des Offiziers das Führen. Nun steht Militär in rechtsstaatlichen Demokratien unter dem Primat der Politik. In „De officio. Über die Herausforderungen des Offiziersberufes“¹ ist auch ein Kapitel darüber enthalten. Ich möchte dazu etwas anmerken: Natürlich ist kein Zweifel, dass es den Primat der Politik gibt, aber militärisches Führen ist etwas anderes als politisches. Politisch Führen heißt Erteilen von politischen Zielvorgaben und Zielsetzungen, aber nicht Mikromanagement (mit einem Hineingreifen bis ins Detail), was immer wieder zu einem Aufweichen der Verantwortungszuordnung führen kann. Daher halte ich es für wichtig, auf die Unterscheidung aufmerksam zu machen zwischen „Führen“ im politischen und „Führen“ im militärischen Sinne.

Das militärische Führen hängt überdies in unserem gesamten Soldatenleben immer eng zusammen mit „Verwalten“. Die deutsche Bischofskonferenz hat sich einmal vor Jahren mit dieser Problematik auseinandergesetzt, und die Frage nach dem Wesen des

„Führens“ auf eine Kurzformel gebracht: *„Führen heißt, die richtigen Dinge zu tun, und verwalten heißt, die Dinge richtig zu tun.“* Das ist auch ein Punkt, über den man sich als Offizier im Klaren sein muss.

Nun noch eine weitere Vorbemerkung zur Fragestellung dieses Nachmittags, wie es denn 1955 war? Unlängst gab es ein Symposium an der Landesverteidigungsakademie, bei dem Hofrat Dr. Günther Fleck die zentrale These vertrat, dass das Selbstverständnis und die Identität des heutigen Soldaten einem radikalen Wandel unterliegen. Er begründete dies damit, dass das traditionelle Selbstverständnis des Soldaten als Vaterlandsverteidiger hinfällig geworden ist. Dabei fehle ein klares Konzept der soldatischen Identität, das den neuen Gegebenheiten gerecht wird.

Wie aber lautet das nach wie vor geltende Treuegelöbnis? Dort steht festgeschrieben: *„Ich gelobe, mein Vaterland, die Republik Österreich, und sein Volk zu schützen und mit der Waffe zu verteidigen.“* Das ist doch wohl kein Indiz für eine geänderte Aufgabenstellung des österreichischen Soldaten?

Enns 1953/54

Wenn ich über die Situation 1955 und danach sprechen soll, bitte gestatten Sie mir, mit ein paar Federstrichen die Vorgeschichte aus meinem Leben zu skizzieren. Ich wurde 1952 unmittelbar nach meiner Matura Vertragsbediensteter der Gendarmerie und kam zu der offiziell am 1. 8. 1952 ins Leben gerufenen B-Gendarmerie. Damit begann auch mein Weg zum Offizier und brachte zunächst bis zum Beginn der formellen Offiziersausbildung im Oktober 1953 in Enns quasi ein verlängertes EF-Jahr; Enns, weil das traditionsreiche Gebäude der Militärakademie, die Burg zu Wiener Neustadt, noch nicht wiederaufgebaut war. Nach heutigen Maßstäben war somit jeder, der die Offizierslaufbahn begann, bereits ausgebildeter Gruppenkommandant, Ausbildner ja Zugskommandant oder etwas Ähnliches. Und das – es sei so formuliert – gewissermaßen in einer Berufsarmee. Wir waren ja lauter Freiwillige. Damit stellte sich die Frage nach Rechten und Pflichten oder nach Vorschriften in keinem besonderen Ausmaß, denn die Sache war sehr einfach: Wer nicht „parierte“, der wusste, dass er eine Erklärung – natürlich der vorgeschriebenen Form entsprechend – abgeben kann, mit der sein Dienstverhältnis (sofort) beendet war.

Es ist unbestritten, dass unsere Ausbildung zum

Offizier durch Unsicherheit über die berufliche Entwicklung der Lage des Landes, somit auch das Erreichen unseres Berufszieles geprägt war; Österreich war immerhin noch viergeteilt. Dreiunddreißig Mann aus den verschiedenen Bundesländern haben sich damals in Enns, also ganz knapp an der Demarkationslinie, für die Ausbildung eingefunden; selbstverständlich alle aus den westlichen Besatzungszonen, wo es eben die Gendarmerieschulen gab.

Die Situation war bei Heimreisen auf bestimmten Routen ungemütlich. Wenn beispielsweise ich von Enns nach Hause fahren wollte, war es für mich immer eine Frage welchen Weg ich nehmen soll. Meist fuhr ich daher über Linz und Graz in die Oststeiermark – also durch die amerikanische und britische Zone – und nicht über Wien und die russische Zone, weil man ja nie wusste, ob man nicht an der Demarkationslinie aufgefordert wird auszusteigen und unauffällig zu folgen; wir waren ja ganz sicher auf der „anderen Seite“ karteimäßig erfasst.

B-Gendarmerie und das Bundesheer der ersten Stunde

Genau wussten wir nicht wie unsere Zukunft aussehen würde, nachdem wir uns 1953 für das Verbleiben in der B-Gendarmerie entschieden hatten. Wir hatten ein Ziel: wir wollten Offiziere werden! In diesem Geist meldeten sich also dreiunddreißig Freiwillige und versammelten sich am 17./18. Oktober in Enns. Es erfolgte zunächst eine Aufnahmsprüfung, deren genauer Ablauf und Inhalt uns nicht bekannt war. Eine Kommission aus „älteren Herren“ nahm diese Prüfung ab. Mit der Aufnahme war der erste Schritt gesetzt.

Das Ziel der Offiziersausbildung

Das zentrale Ausbildungsziel war der Zugskommandant in seiner Waffengattung, verbunden mit der Forderung, dass er der beste Mann seines Zuges sein müsse. Wir begriffen damals sehr rasch, dass Soldatsein, zumindest auf den etwas niedrigeren Stufen, mehr mit „Handwerk als mit Mundwerk“ zu tun hat. Heutzutage hat man ja oft den Eindruck, es sei wichtiger etwas erklären, beschreiben und be(zer)reden zu können, als vor eine konkrete Aufgabe in einer realen Situation gestellt, entschlossen zu handeln bzw. zu führen.

Ein wichtiges Kennzeichen unserer Ausbildung war

die Pünktlichkeit, die Verlässlichkeit; denn wenn ein Offizier, so wurde uns immer wieder gesagt, mit jemandem etwas vereinbart bzw. einen entsprechenden Befehl hat, dann kann es eigentlich, außer dem Tod, nichts geben, dass er nicht einhält, was vereinbart ist – und wenn er „auf allen Vieren“ sich nur bewegen kann. Handschlagqualität wurde erwartet, egal ob gegenüber Untergebenen, Gleichgestellten oder Vorgesetzten. So sei festgehalten, dass schon damals Leitlinie unserer Ausbildung war, was viel später einmal in „De Officio“ wie folgt formuliert wurde: „*Offizier-Sein heißt: Selbst-Stehen, Ein-Stehen und Vorn-Stehen.*“ – Im Buch wird das natürlich weiter ausgeführt und vertieft. Diese für uns so nicht angesprochene Maxime für die Ausbildung stellt wohl so etwas wie die unwandelbaren Merkmale des Offizier-Seins für alle Zeiten, also auch für heute und morgen dar.

Ein besonderes, und uns wohl auch prägendes Problem bei unserer Ausbildung war das Fehlen von Vorschriften, sowohl in den allgemeinen Gegenständen als auch für das zulaufende Material aus US-Beständen. Besonderes letzteres stellte das Lehrpersonal vor die Aufgabe rechtzeitig sich selbst die erforderlichen Kenntnisse anzueignen; Das Erstellen von Skripten war dann auch eine unserer „Freizeitbeschäftigungen“ – mit der Erkenntnis, dass es immer einen Weg gibt Ausbildungsziele zu erreichen. So lernen wir aus persönlicher Erfahrung: die Beurteilung der Lage kann auch dazu führen, dass man selber anpacken muss, wenn es notwendig ist. Analysieren allein genügt nicht. Für mich hieß und heißt das bis heute: für das „Führen von vorne“ gibt es keinen Ersatz. Die Auswertung militärischer Aktionen bis heute bestätigt es: wer glaubt, man könnte rein mit Hilfe von Statistiken, gefinkelten Formularen etc. den Wert einer Truppe feststellen, der übersieht, dass man jeden bürokratischen Vorgang „austricksen“ kann. So entstehen dann völlig falsche Beurteilungen einer Truppe und ihres Kommandanten. Nur der, der „vorne“ steht, weiß auch Bescheid, weiß was wirklich vor sich geht. „Leben in der Lage“, kann man wohl auch sagen.

Dienst – und Standespflichten

Vorhin erwähnte ich bereits die Vorschriftenlage. So wurde, soweit vorhanden, auf Unterlagen des ersten Bundesheeres zurückgegriffen. Ich habe ein Ex-

emplar der an uns ausgegebenen ADV mitgebracht. Wir waren extra darauf hingewiesen worden, dass manche der Textpassagen noch auf Formulierungen aus Franz Grillparzers Feder zurückgingen. Die Pflichten und das Verhalten des Soldaten wurden darin vorrangig behandelt. Im § 1 heißt es: „*Die Dienst- und Standespflichten des Soldaten sind in den militärischen Dienstvorschriften festgelegt.*“ Ihre gewissenhafte Erfüllung hat der Soldat durch einen feierlichen Eid, so war es damals, gelobt. Die Formel lautete: „*Ich schwöre einen feierlichen Eid, dass ich zu jederzeit, an jedem Ort mein Vaterland, die Republik Österreich, mannhaft und tapfer verteidige, dass ich den vom Nationalrat und den Landtagen beschlossenen Gesetzen und den gesetzmäßigen Behörden, insbesondere der vom Bundespräsidenten bestellten Bundesregierung, Treue und Gehorsam leiste, das ich alle Befehle meiner Vorgesetzten pünktlich und genau befolgen, allen ihren Weisungen gehorchen und im Interesse des Wohlergehens und der Sicherheit meiner Mitbürger nach bestem Wissen und Gewissen mit allen meinen Kräften der Republik Österreich und dem österreichischen Volke dienen werde.*“ – Man vergleiche damit die heutige Gelöbnisformel. Sodann heißt es dort, dass der mit der Verlesung des Eides beauftragte Offizier abschließend folgende Worte zu sprechen hat: „*Diese Eides will ich immerdar eingedenk sein. So wahr mir Gott helfe.*“ Auch dies war von den Soldaten laut und deutlich zu wiederholen, sofern sie einem Religionsbekenntnis angehörten.

Aber nochmals zurück zu den Paragraphen über die Dienst- und Standespflichten, wie wir sie zu beachten hatten: „*Der Soldat muß sich mit Eifer, Ernst und Hingabe seinem Berufe widmen. Auch ist er verpflichtet seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum besten des Dienstes anzuwenden.*“ Im § 2 über Lebenswandel und Betragen heißt es u.a.: „*Er hüte sich vor Trunkenheit, verbotenem Glücksspiel, leichtsinnigem Schuldenmachen und Umgang mit schlechter Gesellschaft. Solche sittliche Gebrechen entfernen von den Dienst- und Standespflichten und hindern am Auskommen mit den Bezügen, rauben Ehre und Gesundheit, verleiten oft zu strafbaren Handlungen und stürzen ins Verderben.*“

Oder die Bestimmungen über „Gemeingeist und Einigkeit“, die wir auswendig lernen mussten, insbesondere Abs. 4: „*Wo kleinlicher Neid und Missgunst dem Verdienstvolleren, Hochmut und Gering-*

schätzung dem weniger Ausgezeichneten gegenüber fernbleiben, wo die Behandlung der Untergebenen wohlwollend und gerecht, der Verkehr Gleichgestellter wahrhaft kameradschaftlich, das Benehmen gegen Vorgesetzte aufrecht und achtungsvoll ist, wo alle Angelegenheiten am gehörigen Ort zur Austragung gelangen, wo nicht unberechtigte Einflüsse angerufen, innere Fragen niemals an die Außenwelt getragen, da wird zu wechselseitigem Vertrauen auch der edle Eifer treten die Ordnung zu erhalten und das Ansehen zu ehren, da werden Gemeingeist und Einigkeit ihre segensreichen Früchte tragen.“ Welch ein Text; immerhin aus der Feder Grillparzers. – Über den Umgang damit könnte man Bücher schreiben!

Damit versuchte ich Ihnen vor Augen zu führen, wie die Zeit der Offiziersausbildung 1953/54 war. Wir wurden jedenfalls im Dezember 1954 zu den Gendarmerieschulen als „offiziersdiensttuende“ Zugskommandanten zwecks Gewinnen von Truppenpraxis geschickt. Es war, wegen des fehlenden Staatsvertrages unklar, wie lange dieser Ausbildungsabschnitt dauern würde.

Jederzeitige Verfügbarkeit

In diesen Abschnitt traten wir nach dem Wechselbad der Gefühle des Jahres 1954 betreffend den Abschluss des Staatsvertrages. Der Dienst- und Ausbildungsbetrieb war uns nicht fremd: Vierundzwanzig Stunden am Tag Verfügbarkeit war das Motto. Aber es gab kein Handy oder ähnliches und wir haben zum Teil in der Kaserne gewohnt. Es musste die jederzeitige Verfügbarkeit sichergestellt sein. Ein Kommandant konnte jederzeit einen Alarm durchführen, egal, ob das am Dienstplan stand oder nicht. Dann war eben Alarm und man hatte verfügbar zu sein – auch wenn es Mitternacht war. Wie auch immer, wir erlebten, dass alle am gleichen Strang ziehen.

Das Offizierskorps setzte sich damals aus Gruppen unterschiedlichen militärischen Werdeganges zusammen. Da war die Gruppe jener Offiziere, die schon im ersten Bundesheer gedient hatten, mit ihren Kenntnissen der Vorschriften, der Exerziersprache u.s.w. aus der Zeit vor 1938. Dann kamen im Lauf der Zeit Vertreter der Generation, die im Krieg, in der deutschen Wehrmacht Offiziere geworden waren; Darunter gab es auch noch vereinzelt Leitende Beamte der Gendarmerie im Offiziersrang. Sie ha-

ben den Großteil unserer Lehrer und Ausbilder gestellt. Und die dritte Gruppe waren wir, die 1955 „Offiziersdienst taten“ – also wir „Männer der ersten Stunde.“

Wir sollten wohl, nach Bewährung, helfen, die Lücke von zehn Jahrgängen (1927–37) in der Altersstruktur zu schließen und so ein österreichisches – österreich-bezogenes musste man bis 1955 wohl sagen – Instrument zur militärischen Verteidigung an der Basis aufzubauen. Alle kriegsgedienten Offiziere, von denen manche erst relativ spät – oft direkt aus der Kriegsgefangenschaft – zur B-Gendarmerie bzw. zum Bundesheer gestoßen sind, hatten natürlich das Wissen und die Erkenntnisse des unmittelbaren Kriegerlebens. Ihre Erfahrungen wollten sie uns Jungen weitergeben - koste es was es wolle. Das leitete sie in der Wahl ihrer pädagogischen und didaktischen Mittel. Uns war es recht, denn wir wussten ja, was wir wollten: Wir wollten Offizier werden!

Kameradschaftspflege sollte dazu beitragen einen entsprechenden Korpsgeist zu entwickeln. Das brachte auch längeres Beisammensitzen unter Alkoholkonsum mit sich; und dennoch: man konnte die Herren mitten in der Nacht aus dem Bett holen - und sie waren einsatzbereit! Sie haben vielleicht dann am Vormittag in einer Art „Zeitausgleich“ geschlafen; außer es war Geländedienst, Scharfschießen o.ä. auf dem Dienstplan, da war Offiziersanwesenheit selbverständliche Pflicht. Im übrigen: irgendein Herumgerede um Überstunden – das Wort existierte nicht – und „ja dürfen's denn das“, das gab es nicht. Diese Dienstauffassung hat uns geprägt, und selbst nach 47 Dienstjahren fehlt mir in Erinnerung an diese „Pionierzeit“ das Verständnis für Entwicklungen bürokratischer Natur habe, deren Nutzen für die Einsatzbereitschaft aber auch Einsatzfreude oft nicht zu erkennen ist. Es gilt vielmehr selbst aufmerksam, neugierig bleiben und niemals zu sagen: so jetzt bin ich fertig, jetzt kann ich mich auf meinen Lorbeeren ausruhen! Ständig „leben in der Lage“ war und soll die Devise für einen Offizier, für einen Kommandanten insbesondere sein!

Wenn ich mir heute die Laufbahnen meiner Kameraden vors Auge rufe, dann war es nicht nur die Gunst der Stunde am Anfang des Bundesheeres, dass aus meinem Jahrgang, von den dreiundzwanzig Ausgemusterten, einschließlich jener Amtstitel, die am

Ende der Dienstzeit verliehen werden – immerhin zehn General wurden. Für mich ist der Schluss eindeutig: wir hatten eine Grundlage, die trug.

Der zentrale Punkt unserer Ausbildung war die zum Zugskommandanten. Er soll als Offizier so sein, dass ihn, wenn er verwundet wird oder fällt, seine Leute aus dem Gefechtsfeld heraustragen. Das war so eine der Formeln, die wir mitbekommen haben. Wenn Ihr das nicht schafft, dann habt Ihr euren Beruf verpasst, haben wir immer wieder gehört - das zeichnet einen Offizier aus! Solche Tugenden und Werte gehörten gelebt, und man solle nicht versuchen, durch Anpasserei und Alles-durchgehen-lassen Anerkennung zu erreichen.

„Treu bis in den Tod“

Gott-sei-Dank mussten wir dieses Versprechen nie im scharfen Einsatz auf die Probe gestellt erfahren. Aber treu zu sein bis in den Tod, gilt für den Offizier, insbesondere den Absolventen der Theresianischen Militärakademie, für das ganze Leben – wann und wo immer der Tod eintritt.

Denn es geht doch darum, das ganze Leben lang und nicht nur punktuell, die Werte eines Offiziers zu vertreten. Es soll auch nicht sein, dass jemand irgendwann die Werte und die Vorstellungen über Bord wirft, oder bei seiner Ruhestandsversetzung sagt: ich bin froh, dass ich das alles hinter mir habe. Natürlich: solange das nur bloße Floskeln in einem Gespräch sind, kann man das akzeptieren, aber wer im Ernst so argumentiert, bei dem müsste man einmal nachforschen, ob er während seiner Dienstzeit nicht auch schon Ansätze dazu gezeigt hat, in dieser Richtung zu agieren. Die Treue zum Beruf, zur übernommenen Aufgabe als Offizier muss Wesenselement und Wertkonstante sein. Dann kommt Zufriedenheit und Selbstbewusstsein von selbst.

Das Offiziersleitbild an der Theresianischen Militärakademie

Ich möchte ihre Aufmerksamkeit aber auch noch auf folgendes lenken: Im Jahre 1957 verfasste Hauptmann Heinz Scharff, späterer Generaltruppeninspektor, für das Jahrbuch der Theresianischen Militärakademie eine Arbeit über Erziehung und Ausbildung zum Offizier. Dabei stützte er sich wohl auch auf seine Erkenntnisse und Erfahrungen als Lehr-

offizier ab 1953 in Enns. Zum Zeitpunkt des Erscheinens des Jahrbuches war schon alles rechtlich geregelt: Wir hatten ein Wehrgesetz, die Verfassung war klar, und wir hatten auch das Neutralitätsgesetz.

In seiner Arbeit zitierte Scharff auch Walter Flex mit folgender Formulierung: „Leutnantsdienst tun heißt, seinen Leuten vorleben. Das Vorsterben ist dann wohl ein Teil davon“ und wendet sich dann mit seinen eigenen Worten an die Militärakademiker: *„Sie sollen wissen, daß es in ihre Hand gegeben ist, ob sie im Offiziersberuf ihr höchstes Glück finden, oder unglücklich sein werden. Der Staat gibt dem Offizier keine Garantie, er gibt ihm nur die Gewissheit, nie reich zu werden.“*

Damit ist ein Punkt angesprochen, den ich noch einmal unterstreichen will, den Optimismus, der in unserer Generation besonders wichtig war, und der immer getragen war von der Hoffnung darauf, was werden wird. Unter dieser Voraussetzung hatten wir uns zur Verfügung gestellt, und der Optimismus hat uns auch, bei vielen skeptischen oder kritischen Anmerkungen, die man immer wieder hört und fallweise auch selber macht, begleitet.

Es ging beim Offizier-Sein 1955 und danach immer um das Vorn-Stehen, Ein-Stehen und Fest-Stehen. Wer das nicht vermag, weil er sich sozusagen – da gibt es in Wien ein geflügeltes Wort – zu Tode fürchtet, der ist auch gestorben- und damit für den Beruf ungeeignet.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal kurz auf die Gedanken des damaligen Hauptmann Scharff zurückkommen und ihn weiter zitieren. Er hat das Bild des modernen österreichischen Offiziers – und das galt wohl auch 1955 – folgendermaßen zusammengefasst: *„Er ist Patriot aus Gefühl, Vernunft und Pflichtgefühl heraus. Er stellt seine persönliche politische Meinung zurück, ist dem Staat treu ergeben und versteht es, seine Einstellungen auf die Untergebenen zu übertragen. Er hat klare Vorstellungen von seinem Beruf und seinen Pflichten und gibt sich keinen fruchtlosen Phantasien hin. Er ist bemüht, seinen Soldaten Vorbild zu sein, und die von ihm vertretenen Forderungen praktisch vorzuleben. Er ist ein Gentleman, dessen Erziehung nicht in bloßer Erkenntnis gesellschaftlicher Gepflogenheit endet, sondern der die wahre Höflichkeit im Taktgefühl sieht. Er ist traditionsbewusst, ohne damit einen Gegensatz zu geben oder etwas heraufzubeschwören. Er hat ge-*

sunden Ehrgeiz und will selbstverständlich General werden. Er träumt nicht von Kavallerieattacken, sondern hat ein gesundes Verständnis für die Bedeutung von Technik und besitzt entsprechende Kenntnisse.“ – Ich darf dabei nur in Erinnerung rufen, dass die Erkenntnis um den Einfluss der Technik gerade auch auf militärischem Gebiet im Wandel war. – „Er ist sportlich trainiert und in allen fachlichen Sparten der beste Mann seines Zuges.“ – Hier kommt also wieder zur Sprache, was uns eingepflegt und zum Maßstab von Prüfungen gemacht wurde. – „Er ist aufgeschlossen und vielseitig interessiert, er ist sich bewusst, dass es kein Gebiet aus Geistes- oder Naturwissenschaften, aus Technik oder Wirtschaft gibt, die nicht auch auf seinen Beruf einwirken würde.“ – Und ich füge hier ein Goethe zugeschriebenes Zitat an: „Die schönste Stellung in Staat und Gesellschaft hat der gebildete Soldat.“ Er muss sie nur mit berechtigtem Selbstbewusstsein in Anspruch nehmen. – Nun aber wieder ein Satz von Scharff zum Offiziersbild: „Er hat Zivilcourage. Vorgesetzte und öffentliche Meinung sind bei aller Achtung keine Schreckgespenster für ihn, vor denen jeder eigene Gedanke ersterben muss. Er hat Schwung und Initiative, ohne ein Hasardeur zu sein. Er findet Mühe und Verzicht reich belohnt, wenn der entlassene Wehrpflichtige im Heimatdorf begeistert von seinen Leutnant erzählt und wenn er im Kampf weiß, dass seine Männer ihm auf den Schultern aus dem stärksten Feuer tragen würden, nur um ihren verwundeten Leutnant zu retten. Er will ein Ritter sein in unserer verworrenen Zeit.“

Unwandelbarkeit der Offizierswerte und -tugenden

Sicherlich ist vieles davon persönlich gefärbt. Ich bin der dennoch der festen Überzeugung, dass darin doch dauerhafte Offizierswerte und -tugenden angesprochen werden. Ich lasse mir von niemand ausreden, dass es ewig gültige Offizierstugenden gibt – bei allem Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen. Es ist dieses dreifache Stehen – das Ein-Stehen, das Selbst-Stehen und das Vorn-Stehen. Der Verlust ist nicht auszumalen, wenn dieses dreifache Stehen verschwindet oder versucht würde, uns auszureden als nicht mehr notwendig, nicht mehr zeitgemäß. Umgekehrt: Wer sich bemüht, das einzuhalten, dem kann ich – und davon gehe ich auch nicht weg – in unserem Beruf alle Erfüllung und – bei allem Ärger,

den man haben kann – alles Glück dieser Erde zusage.

Es gibt keinen Zweifel, damit hängt auch die Frage des Gehorsams, der immer so verteufelt wird, zusammen. Aber nirgendwo gibt es auch eine solche Freiheit, wie man sie im Militär vom Gefreiten an schon haben kann. Es gibt Richtlinien, es gibt Vorschriften, innerhalb derer man sich frei bewegen kann. Ich meine damit natürlich nicht im negativen Sinn eine ungebundene, zügellose Freiheit, sondern die Freiheit im gegebenen Rahmen. Im Vorwort der schon öfters zitierten alten ADV steht drinnen, dass die Bestimmungen ihrem Geiste nach aufgenommen werden sollen; das muss über allen Vorschriften stehen, und das muss der Soldat und der Offizier insbesondere als die ihn auszeichnende Freiheit verstehen. Aber natürlich: Er muss sich selber den Mut geben und sich trauen, frei und selbstständig zu handeln.

Das Menschenbild

Ich denke dabei auch an meine Zeit als Beisitzer der Bundesheerbeschwerdekommission. Fehler, so war dort die Meinung, können jedem passieren, aber durch „dümmlische“ Ausreden und Erklärungsversuche wird nichts besser. Aber ein Soldat, und v. a. ein Offizier, muss auch zu seinen, und den Fehlern seiner Untergebenen stehen – auch hier begegnet uns wieder dieses dreifache Stehen. Das sind der entscheidende Punkt und der entscheidende Wert!

So entwickelt sich aus diesen ethischen Fragen ein Überbau. Dass nämlich der Mensch als Geschöpf Gottes sich niemals allein genügen kann; niemals kann er aus sich selber alle Fragen im Letzten beantworten. Dazu braucht er eine höhere Instanz. Wenn er nach dem Richtigen fragt und erkennt, dass er von sich aus allein keine Antworten geben kann, und wenn er deshalb auch versucht, sein Gewissen so zu bilden, dass er weiß, was er tut, dann gehört das zu diesem dreifachen Stehen als die zentralen Punkte des Offizierseins dazu.

Schlussbemerkung

Ich habe Ihnen vielleicht zuviel aus meinem Leben erzählt, um das Offiziersein 1955 zu beschreiben. Damit wollte ich Verständnis für das Umfeld von damals erwecken. Ich hoffe das ist mir gelungen.

gen. Allerdings weiß ich, nicht zuletzt von meinen Kindern, wie schwer es ist eigene Erfahrungen weiterzugeben. Vielleicht verstehen Sie aber nun eher, was uns bewegte und was im Zentrum unserer Ausbildung zum Offizier in den Gründerjahren, in dieser Pionierzeit wichtig war. Vieles hat m. E. noch heute Aktualität. Dem also nachzustreben kann nicht falsch sein.

¹ P. H. Blaschke (Hg.), De officio. Zu den ethischen Herausforderungen des Offiziersberufes, Leipzig ²2000

General Karl Majcen war als Generaltruppeninspektor des Österreichischen Bundesheers dessen ranghöchster Offizier

